

Nur schöne Bilder? –

25 Jahre Begegnung mit Zeitgeist und Geschichte



Anfang 1:

Theater spielen heißt Bilder bauen. Deshalb ist das Theater eine flüchtige Kunst. Nur für Augenblicke bleiben die Bilder stehen, dann verfallen sie. Darum muss das Theater starke Bilder bauen. Die dauern. Die berühren. Die uns bewegen, uns anrühren, verführen und aufklären, verhüllen und enthüllen, blenden und beleuchten, täuschen und sehen lehren, unser Innerstes treffen, etwas in uns hervorrufen, das herauswill, und etwas anstoßen, das hinein soll.

Bilder, die nur eine Oberfläche haben, werden vergessen. Und es ist nicht schade um sie, denn sie zeigen nicht das Wesentliche. Sie sind unwesentlich, eben nur oberflächlich. Und darum ist es gut, dass sie flüchtig sind. Wie aber können wir Bilder bauen, die bleiben?

Anfang 2:

„Dies soll unsere Bühne sein ...“ Probe 1992 im Schatten der Bäume auf dem roten Platz, der heute nur noch Legende ist, (weil er so schön warm war und man sich dort in den Pausen sonnen konnte). Shakespeares Verse im Schrittrhythmus rezitierend steckte Ute als Regisseur Peter Squenz für seine Schauspieler ein weites Feld ab. Theater im Theater, wie so oft bei PUSTEKUCHEN. Tim unterbrach sie. „Hör auf, wir müssen erst eine Interpretation erarbeiten.“ Und so setzten wir uns alle unter die Bäume am roten Platz und diskutierten das Stück und kamen schnell auf eine alles übergreifende Interpretation. Es konnte nur ein Stück über Männer- und Frauenrollen werden. Und da hatten Elfen keinen Platz. Daraus wurden sofort softe Männer. Titania erhielt einen blauen Hosenanzug und Oberon (, der sie natürlich ausbeuten und missbrauchen musste, um anschließend einfach eben nur eine Zigarette zu rauchen,) erhielt zu seiner schwarzen Hose ein Jackett in der Gegenfarbe Gelb. Schnell wurde aus der schönen Helena ein männlicher Heleus und das Wechselspiel der Paare bekam eine neue Dimension. Wir waren es zufrieden und unsere Interpretation trug ...

Nach unseren Aufführungen fuhren wir gemeinsam ins Schauspielhaus Bochum, um uns die Inszenierung von Armin Petras' Sommernachtstraum anzuschauen. Und zu unserer Überraschung entdeckten wir, dass das Wunderbare, das Land der Feen und Elfen, der eigentliche Traum der Sommernacht nicht nur bei uns, sondern auch in allen anderen Inszenierungen der Zeit verschwunden war. Wir waren verblüfft. Wie kam es, dass alle das Gleiche dachten? Sicher, es gab eine gesellschaftliche Diskussion. An der hatten wir teilgenommen. Aber warum hatten alle den Traum eliminiert? Eigentlich war das gar nicht notwendig, um die Diskussion über die Rollen zu führen. Man hätte diese Diskussion auch anders führen können. Warum hatten alle sich in ihrem Denken so beschnitten? Und auch wir waren Kinder des **Zeitgeistes** gewesen. Oder dessen Opfer?

Einige Jahre später sah ich ihn wieder: Shakespeares Sommernachtstraum, diesmal in Münster. Unvergesslich **ein Bild**, das sich mir bis heute eingepägt hat: Titania schritt, ja wehte über die Bühne, und als sie schon lange vorbeigeweht war, bewegte sich nur noch ihre lange rote Schleppe als Erinnerung über die Bühne. Ein Traum, und so sinnlich.



Anfang 3:

*Zwei Tage sind es in den letzten 25 Jahren seit dem letzten Jubiläum im Jahre 1984, an die wir alle uns ganz genau erinnern, weil Ihre **Bilder** uns kollektiv im Gedächtnis geblieben sind.*

DER EINE TAG IST DER 9. NOVEMBER 1989.

Am Abend dieses Tages, einem Montag, also einem typischen Konferenztag, saß ich mit einer Reihe von Kollegen, Eltern und Schülern in der Lehrerbibliothek des Dionysianum. Auf der Tagesordnung stand die Zukunft des Langemarck-Denkmal. Seine Geschichte und der Umgang damit waren in Frage gestellt worden. Schüler hatten in einer Nacht- und Nebelaktion die Tannen vor dem Denkmal gefällt, das Jahre zuvor in



der Ecke links neben dem Hauptportal versteckt worden war. Nun lag es dem Blick der Betrachter wieder frei, öffentlich ins Bewusstsein gerückt und fordernd. Wie sollten wir mit dem Erbe der Geschichte umgehen?

Dass die beiden Ereignisse dieses 9. Novembers in einer ganz besonderen Weise zusammenhingen, **die Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus und die Wiedervereinigung**, die sich an diesem Abend mit der Öffnung der Mauer vollziehen sollte, ist mir damals unter dem Eindruck der bewegenden Tage nicht in den Sinn gekommen.

Dabei waren mit diesen beiden Ereignissen, rückblickend betrachtet, zugleich zwei der wichtigsten Themen der Theaterarbeit von PUSTEKUCHEN verbunden,

die sich auch in einer Reihe von Inszenierungen am Dionysianum spiegelten.

Als wir 1988 den **Dra-Dra** von **Wolf Biermann** zu inszenieren begannen, dachte ein Jahr vor dem 9. November noch niemand ernsthaft an die Möglichkeit des Mauerfalls. Wir spielten diese **große Drachentöterschau in acht Akten mit Musik**, die Wolf Biermann 1970, sechs Jahre vor seiner Ausbürgerung in der DDR geschrieben hatte, gegen die Drachen im Westen und in unserer Stadt. Unter anderem recherchierten wir dafür auch die Geschichte der Hünenborg, die wir nachbauten und gigantisch bis in den Zuschauerraum hinein verlängerten. Wir fotografierten aber auch das Langemarck-Denkmal, projizierten es groß im Hintergrund der Bühne und unsere Schauspieler stellten es kontrastierend nach: Der Esel folgt dem trommelnden Hund. Unter Leitung des Hans Folk wagten die Tiere die Revolution gegen den Drachen und seinen Statthalter, den Gouverneur für die Bürger, denen Wolf Biermann seine Arschkriecherballade widmete. Detlef Kühn arrangierte die Musik für unsere Gruppe und seine erweiterte Jazz-Band.



Als dann am 9. November die Mauer fiel, war schnell klar, dass wir dieses Stück auch in der DDR spielen mussten, zumal zwei unserer Schauspieler „rübergemacht hatten“. Und es wurde möglich, dass wir in Halle spielen konnten, und zwar erhielten wir eine Einladung von „ihrer“ Schule, dem ehemaligen



Gymnasium von Hans Dietrich Genscher, zum Festakt der Umbenennung der Schule zu spielen. Aus der Dr. Kurt-Fischer-Schule (benannt nach dem ersten Chef der deutschen Volkspolizei der DDR) sollte nun in der Wende, in einer jetzt demokratischen DDR die Johann-Gottfried-Herder-Schule werden, die doch vor 1945 Friedrich-Nietzsche-Gymnasium geheißen hatte. Alle diese Namen stehen für Programme und der Name Nietzsche zudem für ein in der NS-Zeit missbrauchtes Programm.

Die Entscheidung für den Namen des idealistischen Romantikers Herder aus der Restaurationszeit des frühen 19. Jahrhunderts zeigte sowohl die Hoffnungen und den Aufbruchswillen in der DDR als auch schon die Enttäuschung der Erwartungen. So traf in der Feierstunde der neuen Taufe die hohe Kunst des romantischen Volksliedes, das der sozialistische Staat als seine spießbürgerliche Kultur perfektioniert hatte, bei den Schülern auf wenig Gegenliebe und die gelangweilten Schüler störten gnadenlos das nicht endende Solo des einsam klassi-



schen Geigers. Und Holger Foullois klopfte mir von hinten ironisch auf die Schulter, als ein Festredner das Lob des Lehrers nach J.G. Herder zitierte. Soviel Erwartung konnte nur enttäuscht werden. Gegen all das setzten wir die Frechheit des sozialistischen Bürgerschrecks Wolf Biermann. Und Detlef Kühn, der Biermanns Lieder für seine Jazz-Band bearbeitet hatte, kratzte auf mit der Kunst der schon lange nicht mehr revolutionär schrägen Töne.

Mit mehr als 40 Schülerinnen und Schülern waren wir nach Halle gefahren. Wir wohnten in den Familien der Stadt und lernten die Offenheit und Gastfreundschaft, aber auch die Probleme in der Wende kennen. Und wir spielten im evangelischen Gemeindesaal, in dem das Neue Forum der Revolution in Halle immer getagt hatte und aus dem wir nun den Altar entfernten, um unsere Bühne aufzubauen. Unvergesslich dann die Aufführung, in der wir unser für ein kapitalistisches Publikum inszeniertes Stück vor den Revolutionären der Wende spielten und anschließend darüber diskutierten. Die von uns angestoßene Diskussion lief schnell an uns vorbei und vollzog sich bald nur noch zwischen den Trägern der Revolution und den „Wendehälsen“.

Schlecht hatte ich vor unserem Gastspiel geschlafen, wenn ich zum Beispiel an die Stelle in unserem Stück dachte, in der die Jungfrau dem Publikum in den Rücken sang:

*Ihr, die selbst gekrochen seid
Und dabei Hurrah geschrien
Ihr, die ihr dreimal Danke sagtet
Wenn euch einer angespien
Ihr, die ihr folgsam jeden Dreck
Fraßt, wenn man es nur befahl
Ihr, die täglich tausend Tode
Sterbt – und merkt es nicht einmal ...*

Hatten wir aus dem Westen das Recht dazu, so etwas zu spielen? Als am Ende der Aufführung im Saal die Tiere zur Revolution für die feigen Bürger bliesen, hielt es die Zuschauer nicht mehr auf den Sitzen. Sie erlebten ihre Revolution erneut, die erste siegreiche Revolution auf deutschem Boden, und die anschließende Diskussion zeigte, dass diese Revolution eigentlich noch lange nicht zuende war. „Wir sind das Volk!“ trugen unsere Tiere als Transparent. In Leipzig aber, das eine Reihe von uns am nächsten Tag per Zug besuchten, sahen unsere Schüler am Bahnhof die ersten Steine fliegen. In Berlin wurde am selben Tag ein neues Trans-

parent entrollt: „Wir waren das Volk“. Und auf der Rückfahrt im Bus erfuhren wir aus den Nachrichten von einem Toten auf der Leipziger Demonstration.

Intensivere Eindrücke, Kontakte, Erlebnisse und Gespräche habe ich selten und in so dichter Weise gehabt wie in diesen Tagen in Halle. Es würde den Rahmen dieses Aufsatzes sprengen, dies alles hier zu berichten. Ein Verweis auf den Zeitungsartikel von Holger Foullois soll hier genügen.

Leider hat sich keine Schulpartnerschaft mit der Johann-Gottfried-Herder-Schule ergeben. Insgesamt erwiesen sich die damals geknüpften Partnerschaften mit Schulen aus den neuen Bundesländern, wie die neue Sprachreglung lautete, als nicht ganz unkompliziert.

Mit dem Musical **Ali Baba, oder?** von **Wolfgang Fricke** versuchte **PUSTEKUCHEN 1996** ein zweites Gastspiel in den neuen Bundesländern, und zwar an unserer Partnerschule, dem Fürst-Pückler-Gymnasium in Bernburg. Alles war abgesprochen. Die Plakate waren bereits gedruckt. Da erfuhren wir bei den Proben in der Stadthalle einen Tag vor der Rheinenser Premiere, dass für uns in Bernburg kein Spielort und keine Unterkünfte bereitstanden: ein Beispiel, wenn auch nicht das aussagekräftigste, für die neue Entfremdung von Wessis und Ossis, die nicht mehr zu übersehen war.

Die Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus und seiner Aufarbeitung hat die Theatergruppe immer intensiv beschäftigt.

Ausländerfeindlichkeit und Neonazismus in der BRD waren die Themen des Grips-Theaterstückes **Voll auf der Rolle** von **Leonie Ossowski**, das wir **1987** in der Rheiner Kulturwoche spielten.

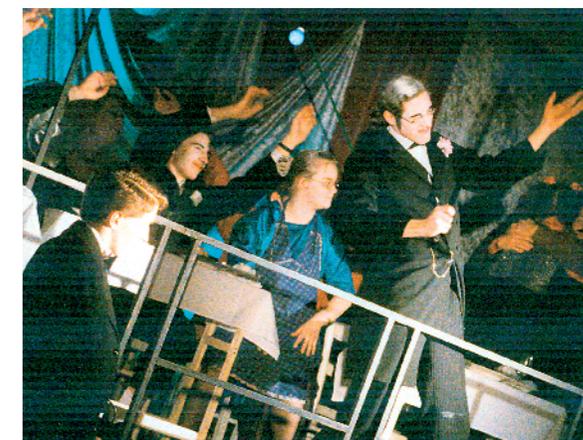
Ein Lehrer versucht seinen Geschichtsunterricht über den Nationalsozialismus interessanter zu gestalten, indem er eine Theater AG mit einem Stück über diese Zeit anbietet. (Herrliche Szenen des Theaters im Theater! Eine große Herausforderung, eine Szene gelangweilt und dann engagiert zu spielen.) Das angeblich motivierende Thema kommt aber bei den Schülern nicht an. Erst als die Wirklichkeit die Gruppe einholt und der Türke Metin ausgewiesen werden soll und der rechtsradikale Wulle gehässig die Parole *Türke = Jude sprayt*, engagiert sich die Gruppe.

In unserem Programm dokumentierten wir einen entsprechenden Fall der Ausweisung, außerdem Hakenkreuz-Schmierereien und türkenfeindliche Parolen aus



Rheine. Interessant war, dass mit uns kaum über diese Themen gesprochen wurde, sondern vor allem die harte Jugendsprache erregte die Gemüter.

Mit **Bertolt Brechts Die Kleinbürgerhochzeit. Eine Farce.** tauchten wir **1998** eigentlich fast unerwartet in die Schulgeschichte ein. Ursprünglich beschäftigte mich die Frage, wie der Marxist Brecht nach der Wende und dem Ende des Kalten Krieges noch zu spielen war. Mit der Kleinbürgerhochzeit wählte ich ein Stück aus Brechts expressionistischer Zeit. In unserer Deutung sahen wir in den Kleinbürgern das durch die Inflation verarmte und entwurzelte Bürgertum, das den Nationalsozialisten zur leichten Beute geriet, das sogenannte proletarisierte Kleinbürgertum. Und wir beschäftigten uns mit der Machtergreifung in Rheine und stellten fest, dass die Machtübernahme der Nationalsozialisten am 30. März 1933 genau an dem Ort stattgefunden hatte, wo wir spielten, nämlich in der Aula unseres Gymnasiums. Im Programmheft zeigten wir das Bild von der Eröff-





nungssitzung des Stadtparlamentes aus der Münsterländischen Volkszeitung vom 31.3.1933. Die kleinbürgerliche NSDAP vereint sich unter dem Bild des Heiligen Ludgerus von Albert Baur in der Aula der unserer Schule mit der (groß)bürgerlichen unabhängigen Liste 22, Und man schmetterte mit dem Horst-Wessel-Lied in diesem „vom Geiste der Humanitas durchwehmem Raume“ (Studienrat Tinnefeld vom Zentrum) die Demokratie nieder. Dies findet sich im Protokoll der Stadtverordnetenversammlung Rheine vom 30.3.33. Und auch das Orchester unserer Schule trug zur feierlichen Begleitung bei, Das hier abgedruckte Foto zeigt eine Flötengruppe der Schule zu einem späteren Zeitpunkt unter einem Porträt des Führers in der Aula, von einem Lehrer der Schule gemalt.

Wir konnten nicht anders. Braut und Bräutigam luden zu einer großen Hochzeitsfeier mit Sektempfang in die Eingangshalle und in die Vorhalle zur Aula. Bewusst hatten wir die Premiere auf den 30. Januar gelegt, den 65. Jahrestag der Machtergreifung und wir ließen Adolf Hitler selbst in der Aula auftreten. In einem **Heiner-Müller**-Zitat aus seiner Szene *Die Kleinbürgerhochzeit* (in: *Die Schlacht. Szenen aus Deutschland*) entstieg der Führer dem Bilderrahmen und befahl dem Vater, die Familie zu erschießen. Der vom Führer beschlossene Untergang des deutschen Volkes im Falle seines Versagens! Die klare Konsequenz des verlorenen Rassekrieges. Wir verstanden das Stück als symbolische Reinigung der Aula. Und gerade hier musste das große **DIO-Orchester** unter der Leitung von Detlef Kühn spielen.

Dass wir nicht nur ernst und politisch waren, zeigen die Programmhefte zu diesem wie auch zu den anderen Stücken. Wir liebten das Komische, das Grotteske, das Surreale und das Absurde, weswegen wir eben diese



Autoren spielten: neben Bertolt Brecht (1998) auch Wolf Biermann (1990), Christian Dietrich Grabbe (2002), aber auch Woody Allen (1992) und Marlene Streeruwitz (1994; übrigens eine Kooperation mit Schülerinnen des Emslandgymnasiums). Sie alle stehen in einer Reihe.



Woody Allen: *Gott*, 1992



Marlene Streeruwitz: *Sloane Square*, 1994



Und auch **George Tabori**. *Die Kannibalen*. (2004) Dafür brauchte es zwei Anläufe. Ein verrücktes Projekt. Und es enthielt alles, was die Produktionen von **PUS-TEKUCHEN** ausmacht: Theater im Theater. Das Theater als Bild der Welt. Eine absurde und ausweglose Situation, grotesk und wirklichkeitsbezogen.

Elf Mädchen spielten Männer, eingesperrt in einem engen Raum mit allen Problemen von Männern, und das im Konzentrationslager Auschwitz. Durch Zufall stirbt einer von ihnen und sie kommen auf die Idee, ihn zu essen. Das Warten auf das Essen mit dem Zeitvertreib, die Auseinandersetzungen darum, ...

George Tabori schrieb dieses Stück für seinen in Auschwitz ermordeten Vater. Ein Stück, das uns und den Zuschauern unter die Haut ging.

Wir bereiteten uns intensiv vor, nicht nur mit Literatur und Filmen zum Thema, sondern auch mit dem persönlichen Gespräch. Wir erlebten u.a. den Pfarrer Scheipers (Titel seiner Autobiografie: Pfarrer in zwei Diktaturen.) wie auch Herrn Noach, die sich im letzten Jahrzehnt und länger unseren Schülerinnen und Schülern regelmäßig als historische und sehr bewegende Zeitzeugen



mit Berichten über ihre Erlebnisse in der Zeit des Nationalsozialismus zur Verfügung stellten. Inzwischen ist die Generation der Zeitzeugen hierfür zu alt geworden.

Als ein Ergebnis der Inszenierung beteiligten wir uns an der Aktion **Stolperstein** des Kölner Künstlers Gunther Demnig für die Opfer des Nationalsozialismus. Wir stifteten einen Stolperstein für Rosa Eichenwald, eine Rheiner Bürgerin, die bis 1939 auf der Neuenkirchener Straße gewohnt hatte.

Rosa Eichenwald wurde am 15. 12.1879 in Burgsteinfurt geboren. Sie war die Schwester des 5 Jahre älteren Hugo Eichenwald, der verletzt aus dem 1. Weltkrieg zurückkehrte, um dann als Viehhändler in Rheine zu arbeiten. Mit ihrem Bruder und dessen Frau Fanni Eichenwald geb. Neustädter, die als Krankenschwester am 1. Weltkrieg teilgenommen hatte, zog Tante Rosa, wie sie von deren Kindern genannt wurde, auf die Neuenkirchener Str. 39.



Am 2.1. 1939 floh Rosa Eichenwald vor den Nazis nach Rotterdam. 1943 wurde sie von Westerbork nach Bergen-Belsen deportiert und dann nach Theresienstadt, 1944 nach Auschwitz, wo sie starb.

Hugo Eichenwald und seine Frau starben in Theresienstadt. Ihre Kinder Hans (geb. 1924) und Hanna (geb. 1925) wanderten 1937 bzw. 1939 in die USA aus. Fritz, geb. 1928 starb am 28.2.1945 in Auschwitz.

Detlef Kühn hatte eigens für dieses Stück eine Klezmer-Gruppe gegründet, die die Musik für unser Stück machte. Außergewöhnlich wie die dargestellte Wirklichkeit war auch die Musik: Ich erinnere mich genau. Einmal kratzte Tobias mit dem Bogen auf einer Säge. *Ein Bild*, das ich nicht vergessen kann.

Am folgenden 9. November begleitete die Gruppe auch eine von Frau Althoff organisierte Begehung zu den Stolpersteinen an den ehemaligen Wohnstätten jüdischer Mitbürger in Rheine.

Shakespeares Sturm führt allmählich zu dem oben angekündigten zweiten Tag, an den wir uns heute alle erinnern, allerdings ohne dass wir sein Kommen erahnten. Mit der Vereinigung der beiden deutschen Staaten und dem Zusammenbruch der Sowjetunion schien der Kalte Krieg beendet und die USA waren die unangefochtene Weltmacht. Was würde die neue Zeit bringen? Abrüstung, eine neue Weltordnung mit Frieden, Freiheit und weniger Hunger. Die Weichen waren längst gestellt.

Mit Shakespeares Sturm schien trotzdem noch eine Aussage zur Jahrtausendwende möglich: Dem von seinem Bruder auf eine einsame Insel vertriebenen Herrscher Prospero, der sich der Magie ergeben hat, bietet sich die Möglichkeit der Rache. Mithilfe der Geister erzeugt er einen Sturm, bei dem ihm seine feindlich gesinnten Verwandten in die Hände fallen.

Wir experimentierten, indem wir die Landung des Kolumbus als Beginn einer Jahrhunderte dauernden Ausbeutung in Szene zu setzen suchten. Schließlich war das auch wenige Jahre zuvor anlässlich des Jahrestages von 1492 ein kontroverses Thema gewesen. Immer mehr wurde uns die Figur des Erdgeistes Caliban, den Shakespeare als unzivilisiert und von Grund auf schlechte Kreatur entworfen hatte, zum Schlüssel unserer Deutung. Wir wollten und konnten ihn nicht ins Gute wenden, aber wir werteten ihn auf und verstärkten seine Argumente gegen seinen Bezwiner Prospero, um dessen Machtausübung in Frage zu stellen.



Letztlich wurde uns Prosperos Machtverzicht zur Schlüsselszene: Ein Zauberer, der noch einmal alle Macht beschwört, indem er die Toten aus ihrem Reich zu sich ruft, um sich dann für immer auf sein Menschsein zu beschränken.

*... Grüßt', auf mein Geheiß,
erwecket Eure Toten; springt auf
und lasset sie heraus durch meiner Kunst
gewalt'gen Zwang!*

Von allen Seiten kamen sie aus den Gräbern mit ihren roten Lichtern. Ein bleibendes Bild. Und Prospero verbrennt sein Zauberbuch!

*... doch dieses grause Zaubern
schwör ich hier ab; ...*

Er verzichtet auf seine Rache und überlässt alle Macht seinen geläuterten Gegnern, in deren Gnade er sich ergibt. Eine wunderschöne Utopie in Shakespeares letzter großen Romanze als Vermächtnis. Aber eben nur eine Utopie.

Wie üblich schauten wir uns nach einer Aufführung die Arbeit der Profis an, diesmal gab es den **Sturm im Schauspielhaus Bochum in der Inszenierung von Leander Haußmann**. Wir fanden es witzig, einen Sinn aber fanden wir nicht. Und auch den Sturm, wie wir ihn bei Shakespeare gelesen hatten, fanden wir nicht wieder. Es war die Zeit, der Marcel Reich-Ranicki den Namen Postmoderne verweigerte. Und das Programmheft zur Haußmann-Inszenierung wehrte sich schon vorab gegen unseren Vorwurf der postmodernen Beliebigkeit, indem es viele spannende Materialien für Interpretationsansätze bot. Die Herstellung eines Ganzen, einer Einheit, die Herstellung von Sinnhaftigkeit verweigerte es. Statt dessen verteidigte Hans-Thies Lehmann dort „Stücke zertrümmern“ (2000) als Gewinn, um den Blick auf die Bruchstücke offen zu legen. Auch wir hatten immer versucht, die Texte gegen den Strich zu lesen und in ihnen etwas Neues, Anderes und Eigenes zu finden. Aber setzt nicht das Erkennen von Teilen die Ahnung eines Ganzen voraus? Konnte das Nebeneinander unvereinbarer Positionen durch ironische und parodistische Brechung geglättet werden? Konnte Vielfalt als Gewinn von Teilen den Verlust von Einheit aufheben?

Leander Haußmann war uns weit voraus. Da gab es schließlich nach dem Ende des Kalten Krieges schon den Golfkrieg, in dem auch der Vater einer Schülerin kämpfte, und auch in Deutschland wurden Beteiligungen an kriegerischen Aktionen diskutiert. Schließlich musste unser Staat nach 1989, vierzig Jahre nach seiner Gründung erwachsen werden. Der Krieg erreichte Europa! Belgrad wurde unter Mithilfe der Deutschen bombardiert. Und Angst um Verwandte bestimmte einige Schüler, was die meisten aber gar nicht bemerkten. Vereinzelt starben in all den Jahren Väter als Soldaten. Und einige Zeit später sollten Schüler am DIO die seit langem undenkbar Frage stellen: Gibt es auch bei uns Krieg?

Wie gesagt: Zwei Tage sind es in den letzten 25 Jahren seit dem 325jährigen Jubiläum des Dionysianum im Jahre 1984, an die wir alle uns ganz genau erinnern.

DER ZWEITE TAG IST DER 11. SEPTEMBER 2001.

Wir alle in der Theatergruppe hatten im Laufe des Tages von den Ereignissen erfahren. Eigentlich hatte ich die Probe absetzen wollen. Denn die Ereignisse dauerten noch an und die Meldungen überschlugen sich. Aber die, mit denen wir probten, wussten von alledem nichts und wollten unbedingt spielen. Die Rede ist von

PFEFFERMINZ, der Theatergruppe der Christophoruschule unter Leitung von Silvia Romberg und Angelika Roß, mit denen wir ein gemeinsames Abenteuer angegangen waren:

PUSTEKUCHEN trifft PFEFFERMINZ, um zum 200. Geburtstag von Christian Dietrich Grabbe Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung zu spielen. (2002)

Schon seit 1993 hatte ich ein integratives Projekt angedacht und 1998, nach der *Kleinbürgerhochzeit* hatten wir mit Unterstützung des Vereins Leben und Wohnen unter Leitung des Theaterpädagogischen Zentrums (TPZ) einen integrativen Theaterworkshop in der JH Lingen durchgeführt.



Die Bedingungen, unter denen wir das Projekt begannen, waren alles andere als einfach und sie führten uns zu ungeahnten Schwierigkeiten, so dass die Arbeit mehrfach zu scheitern drohte. Dabei hatten wir uns die Schwierigkeiten zum Teil wohl selbst bereitet. Über die Probleme kann man ausführlich in unserem Programm zur Aufführung nachlesen.

Der Einband dieses Heftes zeigt übrigens die Darstellung eines Freiheitsbaumes aus der Französischen Revolution und deren Kritik. Und auch in unserer Inszenierung stellten wir einen großen Freiheitsbaum auf die Bühne und mit Frau Sabelus und ihren Kunstkursen verwandelten wir die ganze Aula in einen Zirkus Deutschland, indem wir die Bühne und alle Zuschauer unter ein Zelt von schwarz-rot-goldenen Bändern setzten. Und der kleine Tino-Teufel aß in der Talkshow des Moderators Alfredissimo den Apfel vom Baum der Erkenntnis, während der große Martin-Teufel sich an den Freiheitsbaum stellte, um sein Geschäft zu erledigen. Für mich das Bild des Stückes. Der Teufel pinkelte auf die menschliche Freiheit! Auch wenn es naiv klingt: Musste man nach der Ohnmacht der Erfahrung von Nine-Eleven Freiheit nicht



mehr in erster Linie politisch, sondern eher wieder traditionell theologisch verstehen? Aber wer definierte Gut und Böse? Die Möglichkeiten Einzelner, von ihrer Unvernunft Gebrauch zu machen, waren ins Unermessliche gestiegen. Die Literatur und das Theater hatten dies schon lange thematisiert. „Eine Geschichte ist dann zu Ende gedacht, wenn sie ihre schlimmstmögliche Wendung genommen hat.“ sagt Dürrenmatt. Und war die Vernunft nicht eigentlich schon vor dem Ende des Kalten Krieges ein Auslaufmodell gewesen? Wo war der Haltepunkt, der Fixpunkt in dieser Welt? Mit dem Theater suchten wir ihn. Und am Ende stand unser Autor vor der Tür, der verrückte und verlachte Grabbe an seinem 200. Geburtstag, um mit einer Laterne ein wenig Licht in das Dunkel zu bringen. Und das war nicht von uns. Das hatte der verrückte Grabbe bereits am Anfang des 19. Jahrhunderts geschrieben.

Weniger bekannt ist: PFEFFERMINZ wie PUSTEKUCHEN versuchten eine Fortsetzung der integrativen Theaterarbeit. Letztlich hatte das Thema der Integration im Theater das Thema des Grabbe-Stückes überlagert. Wir fanden ein Stück, in das wir alles, was wir über uns

und unsere gemeinsame Arbeit gelernt hatten, nun auch einbringen konnten, und zwar mit dem Kinderbuchklassiker von **Willi Fährmann** aus dem Jahre 1983. **Der überaus starke Willibald (2002)**

Der überaus starke Willibald nutzt die Angst vor der Katze, um sich mit Hilfe des Mäusejosef zum Boss eines Mäuserudels aufzuschwingen. Nur die kleine Lilimaus wagt Kritik und wird in die Bibliothek verbannt...

Die alten Themen, diesmal integrativ: Machtergreifung und das Sündenbockphänomen, diesmal aber mit Menschen, von denen es kaum Alte gibt, weil diese dem Rassewahn der Nationalsozialisten zum Opfer gefallen sind. Leider scheiterte das Projekt. Vielleicht ergibt sich noch einmal die Möglichkeit, hier weiter zu arbeiten.

Wir setzten die damals schon mit dem Willibald begonnene Arbeit an einem anderen Stück, aber mit demselben Thema konsequent fort und spielten **Die Kannibalen** von **George Tabori**. Es ist nicht übertrieben festzuhalten, dass die intensive Arbeit und Auseinandersetzung mit **PFEFFERMINZ, der Theatergruppe der Christophorusschule**, einer Schule von Schülerinnen und Schülern mit geistiger Behinderung, viele von uns

nachhaltig nicht nur in den Einstellungen, sondern sogar bis in die Berufswahl verändert hat.

Was ist von der integrativen Arbeit geblieben? Gemeinsam mit dem **DIO-Orchester**, das die Aufführung begleitet hatte, hatten wir alle zusammen in der Landesmusikakademie Heek einige Tage gearbeitet. Detlef Kühn setzte die Arbeit fort und lud die Schülerinnen und Schüler der Christophorusschule jedes Jahr zum Projekt Trommelbau mit der Klasse 6 ein.

Unsere Schule spendete aus dem Erlös einer Schulkirmes ein behindertengerechtes Fahrrad an den Verein Leben und Wohnen.

Insgesamt ist das Verständnis von Integration bzw. der Anspruch an Integration dabei, sich zu verändern. Nicht mehr Integration, sondern Inklusion ist das Thema. Inzwischen hat der Bundesrat die UNO-Konvention zur Bildung auch für Deutschland ratifiziert, wonach die Ausgrenzung von Menschen mit Behinderung an Sonderschulen, seit kurzem in Förderschulen umbenannt, verurteilt wird. Dies dürfte für Schule insgesamt mittel- bis langfristig Konsequenzen haben.

Zurück zum 11. September 2001.

Wir erinnern uns deswegen so genau an diesen Tag, weil die Bilder dieses Tages uns im wahrsten Sinne des Wortes unvergesslich eingebrannt wurden und kollektiv im Gedächtnis bleiben werden. Der 11. September ist deshalb auch ein Anlass, über den Umgang mit den Bildern nachzudenken, und zwar nicht nur, weil das Theater durch Bilder lebt, sondern weil die Bilder übermächtig geworden sind und oft unbewusst und unreflektiert von unserer Wirklichkeitserfahrung Besitz ergreifen.

Und die Welt unterscheidet sich inzwischen weniger vom Theater und der Literatur als viele meinen. Die Bilder der Fiktion werden zur Wirklichkeit und die Wirklichkeit kann die Fiktion kaum mehr als solche erkennen.

Seit dem ersten Golfkrieg wurden die Kriege auch der USA und ihrer Gegner Bilderkriege. Kriege, in denen Bilder kriegsentscheidend wurden, wie die USA in Vietnam gelernt hatten, wo ein freier Journalismus die Antikriegsstimmung und damit letztlich den Abzug der US-Truppen aus Vietnam befördert hatte, weswegen das Fernsehen im ersten Golfkrieg nur Start- und Landebahnen zeigte, die so clean waren wie keine Straße in den USA. Im zweiten Golfkrieg aber „durften“ die Kriegsberichterstatte mit an die Front, direkt hinter die kämpfende Truppe unter dem „Schutz“ der Army. Und der

amerikanische Präsident Bush schwebte wie im Film *Independence Day* nach der Rettung der Menschheit von den Aliens mit dem Kampffjet auf dem Flugzeugträger ein, um in Kampfpilotenmontur den Sieg gegen das Böse zu verkünden. Dagegen standen und stehen die Bilder von gefolterten Kriegsgefangenen in Abu Ghraib, aber auch von gelynchten Soldaten im Kongo oder von Live-Enthauptungen im Internet.

Dies alles hat auch Auswirkungen auf den Alltag unserer Schüler, sowohl durch die potenzierte Erfahrung der Simultaneität des Gleichzeitigen wie auch durch die ebenso potenzierten Möglichkeiten der Beteiligung. So ist auch die steigende Zahl von Amokläufen ohne die Verfügbarkeit der Bilder im Netz nicht erklärbar. Und Schüler unserer Schule nahmen an den Vorgängen in Emsdetten per Handy quasi live teil. Internetmobbing und happy snapping sind auch an unserer Schule keine Fremdwörter mehr.

Aber nicht nur im kriminellen Bereich, auch im alltäglichen Verhalten hat das Netz bzw. die Vernetzung unsere Schüler verändert. Folgen der permanenten Erreichbarkeit und der permanenten Möglichkeit der Teilnahme an allem und überall sind nicht nur der Verlust der Stille und damit einhergehend auch der Ich-Stärke („Denn bei sich zu sein, das ist ja Freiheit“, sagt Kierkegard), sondern der Verlust der Verbindlichkeit, der Gründlichkeit und der Tiefe. Daraus resultiert auch die Schwäche, sich auf Weniges und Wesentliches zu konzentrieren. Alles wird gleich wichtig und damit gleich belanglos. So stehen oft das kurzfristige Vergnügen und der Spaß im Vordergrund. Beziehungen werden wie Termine eben mal, wenn überhaupt, per SMS abgesagt. Und es wird wie selbstverständlich erwartet, dass eine Klausur am Folgetag, ein Geburtstag oder ein Popkonzert als Entschuldigung akzeptiert wird.

Eine solche Haltung erschwert auch kontinuierliche langfristige Arbeit in Arbeitsgemeinschaften mit freiwilligen Absprachen wie in der Theater AG nicht nur ungemein, sondern bringt sie an den permanenten Rand des Ruins, macht sie fast unmöglich. Ausdauer, Zuverlässigkeit und Verbindlichkeit sind heute vielfach zur Ausnahme degeneriert.

Deswegen ist das Scheitern des im Folgenden dargestellten Projektes kurz vor Beginn der Endphase gerade angesichts seines Themas, die Wirklichkeit vom Schein zu trennen bzw. das Eigentliche unter dem Uneigentlichen zu erkennen, fast schon ironisch zu sehen.

Die Entlarvung des Scheins von Wirklichkeit proben wir mit Shakespeares Komödie **Zwei Herren aus Verona (2005)**. Filme wie *Die Truman-Show* oder *Matrix* hatten das Leben von Menschen in einer sie illusionierenden und damit betäubenden Wirklichkeit gezeigt. Die Helden der Filme waren aber intelligent genug, die erfahrene Wirklichkeit als manipuliert und oktroyiert zu erkennen und den Mut aufzubringen, das scheinbare Glück und die Sorglosigkeit der Gewohnheitswelt gegen die Unsicherheit, Ungewissheit und Gefährlichkeit der objektiven Realität einzutauschen. Platons Höhlengleichnis ließ grüßen.

Die Frage für unsere Inszenierung lautete: Wie lässt sich die Wirklichkeit erkennen? Wie kann man sich aus der Verblendung befreien und das Licht als Licht erkennen?

Dichte Texte, ganz besonders Shakespeares Texte eignen sich für die Suche nach dem Subtext, einem Text, der in dem Original enthalten ist, zugleich aber die Möglichkeit für den in ihm Suchenden bietet, das zu spielen, was in ihm selbst sich meldet und hinaus muss.

Wie üblich begannen wir mit Stegreifübungen und dem Abklopfen des Textes auf seine verborgenen Möglichkeiten durch Lesen in unterschiedlichsten Variationen, so dass wir viele Ansätze experimentell erprobten, von denen wir aber nur einen spielen konnten, weswegen man auch sagen könnte, dass die Proben eigentlich immer wichtiger sind als das Ergebnis. Thomas Grabowski hat einmal in einem Programmheft geschrieben, wir sollten für die Proben Eintrittskarten verkaufen.

Die Erarbeitung einer tragfähigen Interpretation für die Inszenierung war bei **PUSTEKUCHEN**, anders als zu Anfang für den Sommernachtstraum geschildert, oft das Ergebnis einer langwierigen gemeinsamen Suche. So bei den **Shakespears Zwei Herren aus Verona**, wo auch der Zeitgeist uns erst lange leiten musste, um unseren Geist der Zeit aus dem alten Text zu lesen.

Relativ schnell entdeckten wir, dass Shakespeare seine Komödie mit einer Schäferszene begann. So war schnell die Pastorale da und auch die Schafe ließen nicht lange auf sich warten. Und aus den Schafen wurden Spitzel und Agenten, die nach und nach immer mehr in das Leben der Figuren eingriffen, durch direkte Lenkung und auch durch Medien wie das Fernsehen, so dass letztlich der Zuschauer erkannte: Was sich zu Beginn als Wirklichkeit gezeigt hatte, war nicht mehr als die fremdbestimmte und entäußerlichte Julia-Welt, aus-

tauschbar mit der entfremdeten und ferngesteuerten Silvia-Glitzerwelt des Kitsches und des Plastik, in deren System letztlich auch deren Partner wie auch alle anderen Figuren austauschbar waren.

„Die Welt der Silvia und der Julia“, so hieß es in einem Arbeitspapier zur Entwicklung der Inszenierung, „ist die Welt der Plastik-Folien in unterschiedlicher Beleuchtung, z. T. permanent wechselnd; ... Neonlicht, Plastik-Möbel, Plastik-Blumen, Plastik-Natur: Die Sterilität des Raumes spiegelt die Sterilität der Beziehungen; wegen Nagellack gespreizte Finger, Parfum, Negligee und Unnahbarkeit, narzisstische Selbstverliebtheit, die permanente Beschäftigung mit dem Styling, dem eigenen Körper, das Kämmen, in den Spiegel Schauen ...“ Wir konstruierten eine völlig neue Welt.

(Nebenbei gesagt: Dass dieser Aufsatz, den Sie gerade lesen, auch eine Konstruktion von Wirklichkeit darstellt, ist nicht zu bezweifeln. Schließlich ist der Autor bestrebt, die Wirklichkeit zu erkennen. Und dafür ist es notwendig, auch rückschauend von den damals gesponnenen Fäden die richtigen zusammenzuknüpfen. Unter anderen Umständen wäre sicherlich ein anderes Textnetz entstanden. Denkbar wären gewesen: eine Anekdotensammlung oder eine Fotogeschichte zu den Stücken oder eine Geschichte der Schüler und ihrer Auseinandersetzung mit den Rollen oder eine Sammlung von programmatischen Aufsätzen aus den Programmheften oder Theater und Musik oder Die Geschichte von PUSTEKUCHEN oder ... In jedem Fall sieht der Leser: Das Theaterspiel ist reichhaltig. Es ermöglicht mit der Vielfalt der Rollen und ihrer Spiegelung der Wirklichkeit zwar nicht die Potenzierung des Daseins etwa in post-moderner Weise, aber eine erhebliche Ausweitung und Bereicherung des Lebens.)

Mit **Candide oder Nieder mit dem Optimismus! (2009)**, dem Beitrag von **PUSTEKUCHEN** zum 350jährigen Jubiläum des Gymnasium Dionysianum gelang es uns, einen eigenen Kosmos zu schaffen und seine Strukturen zu hinterfragen. Provokativer und eindeutiger als Voltaire verwies unser Titel auf den Sieg des Bösen und die Infragestellung der Vernunft als Grundlage für eine wohlbestellte Ordnung unserer Welt. Auch wenn die Menschheit vielleicht eingesehen hat, dass wir angesichts der globalen Probleme vernünftig handeln müssen, so bleiben doch die Zweifel an der Umsetzung von vernünftigen Lösungen bestehen.



„Es ist erwiesen, dass die Dinge nicht anders sein können, als sie sind. Denn da alles zu einem besten Zweck erschaffen worden ist, muss es notwendigerweise zum Besten dienen!“

Gegen diese These von Leibniz ging Voltaire in seiner Romanvorlage **Candide oder Der Optimismus** nach dem Schock des Erdbebens von Lissabon im Jahre 1755 satirisch an und löste eine große philosophische Debatte aus. Boshaft spielten wir in unserer Fassung diesen Satz in verschiedenen Varianten, so als Belehrung unseres Helden Candide über das Wesen der Welt durch den Lehrerphilosophen Pangloss, als Liebesszene zwischen Candide und seiner angebeteten Kunigunde, als Wiedererkennung und Begrüßungsritual, als bösen Trost des Philosophen für die Opfer des Erdbebens und endlich auch bei der Zwangsverheiratung Candides mit der inzwischen hässlich gewordenen Kunigunde.

Diese These fanden wir auch bei uns im DIO vertreten, und zwar nur wenige Meter von unserem Spielort entfernt, nämlich an der Rückwand unseres Theaters hinter dem Vorhang in den Aulafenstern. Die Glasma-



lerin Trude Dinnendahl-Benning hatte die Fenster in den 50er Jahren nach Ideen des ehemaligen Schulleiters Wilhelm Hilgenberg geschaffen.

„**Omne ens est bonum!**“, ruft dort der Kirchenlehrer Thomas von Aquin dem Betrachter entgegen. „**Alles Seiende ist gut!**“ Und auch das Böse fanden wir personifiziert, wieder nur wenige Meter entfernt an der Außenfassade des DIO links oberhalb des Schulleiterzimmers zwischen Dachrinne und Regenrohr: das kleine DIO-Monster, wie es seit einiger Zeit liebevoll genannt wird. Ein ironisches Zitat seiner großen Brüder von echten gotischen Kathedralen wie Notre Dame, geschaffen vom Architekten Josef Franke 1909, als das DIO zum 250. Geburtstag ein neues Gebäude geschenkt bekam. Das kleine Monster machten wir zu unserem Maskottchen und zusammen mit dem Satz des Heiligen Thomas verwendeten wir es für unser Plakat und Programmheft.



In unserem Stück ließen wir die Zuschauer die Welt miterfinden, und die entschieden sich in der Regel für den Sieg des Bösen. Schließlich ist eine gute Welt ja langweilig. Wer will schon eine Welt ohne das Böse? Und so hatte **Hiob** keine Chance, Gott zu erweichen, damit er ihn durch den Tod von dem Leiden der Welt erlöse.

*Ich höre nichts! Hey, sprich mit mir! Sprich!
Das kannst Du mit mir nicht machen!
Hör auf! Hör endlich auf!
Lass uns in Ruhe!
Du hast kein Recht dazu!
Ich will nicht mehr.
Der Tod ist meine Erlösung.
Dann hab ich Ruhe vor Dir.
Und wenn Du Dich dann an mich erinnern solltest,
... dann bin ich nicht mehr da!*

(Montage nach Hiob 7/10)



Die Schlange á la Mephistopheles nach Goethes Faust machte dagegen Gott die Idee des Menschen selbst zum Vorwurf:

*„Er nennt's Vernunft und braucht's allein,
um tierischer als jedes Tier zu sein.“*

Und so nahm das Unglück für den Einfaltstölpel Candide seinen Lauf, beginnend mit der Liebe, die ihn aus dem Unglück Westfalen vertrieb in das ganze Unglück der restlichen Welt. Die Welt ist gut!“, hatte er gelernt. Und: **„Aufklärung ist der Ausgang der Schafe aus ihrer selbstverschuldeten Wolle!“**, hatten ihm die Schafe mit auf den Weg gegeben. Und so skandierte er schon nach kürzester Zeit zum Marschrhythmus des Militärs pervertiert:

Ein Hóch auf die Wélt. Álles ist aufs Béste bestéllt!



Und auch das utopische El Dorado der Romanvorlage Voltaires fand in unserer Welt seine besondere Verwirklichung. Ein Schild wies Candide den Weg in das Paradies seiner Träume: **INTROITE NAM ET HIC DII SUNT** (Spruch aus der Eingangshalle des DIO: Tretet ein, denn auch hier sind Götter.) Hier erlebte Candide die oben dargestellte (und für **Shakespeares Zwei Herren aus Verona** entwickelte) Glitzerwelt, wo Models wie lebende Schaufensterpuppen solipsistisch ihre Schönheit feierten, monoton ein Leben lang im Glitzer ihre Worte und Szenen wiederholten und sich selbst genügten.

Und wir zeigten das Böse der Welt nicht nur in der Vergangenheit, sondern auch heute. So gab es das berühmte Erdbeben von Lissabon aus dem Jahre 1755 zu sehen und auch die Urteilsverkündung für das Autodafé, eine Ketzerverbrennung zur Verhinderung weiterer Erdbeben, bei der wir den von der Kirche verbotenen Roman Voltaires mit den Worten Goebbels' bei der Bücherverbrennung 1933 an den Schandpfahl nagelten. Ein düsteres Autodafé mit den Requisiten der Inquisition, mit gregorianischer Musik, Mönchskutte, Urteilsverkün-



dung, Prozession, Gebeten und Fahnen. An Händen gefesselt, schwankend auf Tonnen stehend, Säcke über den Kopf gestülpt, nahmen die Delinquenten teil an den grausamen Ritualen. Und die Ketzerverbrennung selbst geriet zur modernen aktuellen Spielshow mit „neuen herrlichen Gestalten“ aus der schönen neuen Welt von Aldous Huxley, in der die Ketzer sich unter der Anfeuerung des gespielten und zum Teil auch des echten Publikums gegenseitig totschlügen.

Und hier muss wieder von den **Bildern** der Welt und des Theaters die Rede sein. Ein Bild war Ausgangspunkt für unsere Fassung des **Candide** und die Fäden seiner Handlung.

Abu Ghraib, dieser Name steht für das Bild, das unser Innerstes zutiefst getroffen hat. Der Mensch, gefesselt und gesichtslos, nackt, in schwankender Höhe im leeren Raum den Blicken bloßgestellt ohne Würde und Ich: Der Dargestellte sind wir selbst. Abu Ghraib, das ist das Bild des Menschen in der Welt. Ein zeitloses Urbild, das uns aus der Geschichte bekannt ist, das unsere Phantasie beschäftigt, das alle unsere Vorstellungen der gequälten Kreatur bündelt und potenziert. Ein Bild, in dem wir uns selbst sehen und spiegeln. Ein Bild, das aber zugleich auch eine konkrete Geschichte des Bösen beinhaltet. Und ein politisch benutztes Bild.

Dieses Bild, seinen Schrecken und seine Hintergründe haben wir gezeigt und zudem im Stück selbst thematisiert. Auf seiner Wanderung durch die Zeit gelangt Candide wieder zurück nach Münster in Westfalen und ausgerechnet in eine Show, die wir der Talk- und Spielshow „Zimmer frei“ mit Götz Alsmann und Christine Ostermann nachempfunden haben. Hier begegnet Candide noch einmal dem Großinquisitor, der das Autodafé veranstaltet hat. Hier muss er als Höhepunkt des Stückes gegen den Großinquisitor den letzten Showdown kämpfen, dessen Sieg die Zuschauer bereits vor Beginn des Spiels beschlossen haben. Im Gegensatz zu Candide tritt dieser im Anzug auf, moderat, weltgewandt und zynisch, der nette Vertreter des Bösen.

CANDIDE: „Die Welt ist gut!“

DER GROSSINQUISITOR: Wer an Visionen glaubt, der geht zum Arzt! ... Denn erst der fanatische Kampf für das Gute ist der Ursprung alles Bösen.

Teil der Spielshow ist das Lieblingsessen der Kandidaten. Während für den westfälischen Träumer Candide *Himmel und Erde* serviert wird, worin Candide voller Entsetzen Blutwurst entdeckt und sich an seine verdrängte Bluttat erinnert, bekommt der Großinquisitor *Töttchen* vorgesetzt, das er nicht zu kennen vorgibt.

CHRISTINE OBMANN: Töttchen. Das muss gerade Ihnen doch etwas sagen. *Alle beugen sich über den Topf*

GÖTZ WENNMANN: Töttchen: Das ist, wenn mehr Augen aus der Suppe heraus gucken als hinein.
DER GROSSINQUISITOR: Um Himmels Willen. Das ist ja grässlich.

CHRISTINE OBMANN: Herr Probst, Sie sind ja ganz blass. Bereitet Ihnen der Anblick Probleme?
GÖTZ WENNMANN: *holt eine Papiertüte hervor und gibt sie dem Großinquisitor.* Hier haben Sie einen Gesichtsschutz, damit Sie niemandem mehr in die Augen sehen müssen. Einfach aufsetzen und der Schutz ist perfekt. Jetzt kommt uns keiner mehr zu nahe.

CHRISTINE OBMANN: Aus Solidarität sollten wir jetzt auch eine solche Kappe aufsetzen.

GÖTZ WENNMANN: Christine Obmann zeigt Ihnen, wie es geht. *Sie zieht die Tüte über den Kopf.* Und wie fühlen Sie sich, Frau Obmann?

CHRISTINE OBMANN: Irgendwie fühle ich mich ... erlöst. Ich muss diese Augen nicht mehr sehen. Ja. Unschuldig. Fast glücklich. Ja. Es macht sogar Spaß. *Auch die beiden Anderen ziehen die Tüten nun über den Kopf.*

DER GROSSINQUISITOR: Im übrigen bin ich Vegetarier. Die blutigen Genüsse habe ich immer anderen überlassen. Ich selbst genieße mehr die Beilagen. Ab und zu ein Blättchen Salat, möglichst bio, schön verfeinert mit etwas Sahne, duftigen Gewürzen wie Salbei ...

GÖTZ WENNMANN: Irgendwie erinnert mich das an etwas.

DER GROSSINQUISITOR: ... Majoran, aber auch schöne rote saftige Tomaten, gut gehäutet, mit besonders scharfen roten Peperoni, schwarz gepfeffert ...

CHRISTINE OBMANN: Ich glaube, ich fühle mich doch etwas unwohl.

DER GROSSINQUISITOR: ... Blutorangen mit feurigem Paprika, ja, es muss richtig brennen, dass man das *Gericht* ganz lange in der Nase, auf der Zunge und in der Erinnerung behält. Man könnte auch vielleicht sehr reife ...

CHRISTINE OBMANN: Mir wird schlecht. *Sie nehmen die Mütze ab.*

Und auch das Bilderrätsel der Show entwickelt sich zum harmlosen Geplauder des Bösen über das Böse. Die beiden Lämmer hatten nach Vorlage eines Fotos von Gefangenen aus dem Bürgerkrieg im Kongo breite Pflasterstreifen über den Mund geklebt. Zudem waren die Münder mit roter Farbe beschmiert.

CHRISTINE OBMANN: Jetzt brauchen Sie es nur zusammensetzen. Schweigen und Lämmer.

DER GROSSINQUISITOR: Die Lämmer schweigen? Nein? Ich glaube, es gibt da so einen Film. Ich habe davon gehört. So brutale Sachen schau ich mir nicht an. Ich mag die Fiktion nicht, eher die Realität. ... Das Schweigen der Lämmer.

GÖTZ WENNMANN: Applaus, meine Damen und Herren für unseren Herrn Probst!

CHRISTINE OBMANN: Herr Probst! Wir sollten etwas über die Lämmer dieser Welt reden.

DER GROSSINQUISITOR: Um Himmels Willen! Finden Sie das nicht etwas belämmert?

GÖTZ WENNMANN: Der Witz hätte von mir kommen können.

CHRISTINE OBMANN: Also, Herr Probst, um im Bild zu bleiben, als Hirte hatten Sie viele Schafe zu versorgen und zu betreuen. Erzählen Sie doch mal.

DER GROSSINQUISITOR: Ja. Bei Gott. Die meisten sind ganz treue Schafe, dumm und ergeben, viele lammfromm, nur selten ist ein Unschuldslamm dabei. Und ab und an müssen wir auch inquiren, äh ich meine, ein verirrtes Schaf auf die Schlachtbank führen, schlachten *er macht eine entsprechende Handbewegung und lacht*. Ein richtiges Opferlamm ist eigentlich nie dabei. Davon habe ich nur gehört, dass es das einmal gegeben haben soll.

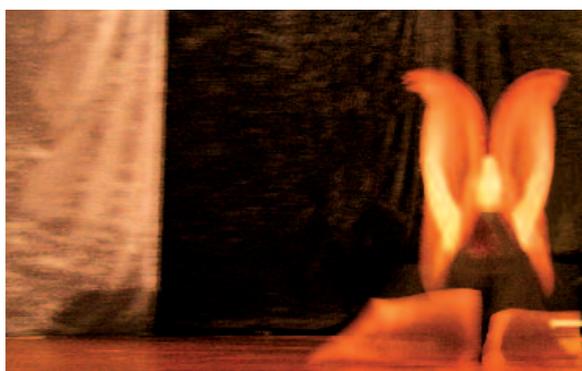
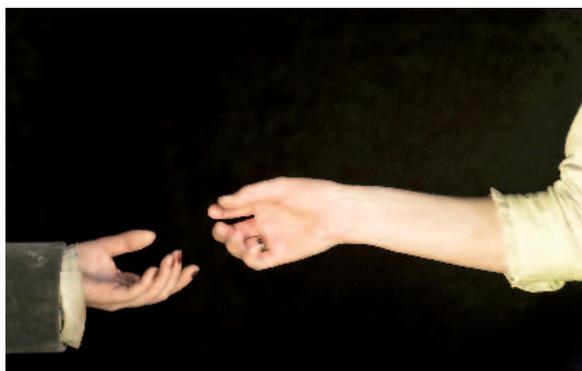
CHRISTINE OBMANN: Haben Sie denn kein Mitleid mit den Opfern und den Hinterbliebenen?

DER GROSSINQUISITOR: Ich wünschte bei Gott, diese Schafe könnten endlich einsehen, dass es sich bei den Niederträchtigkeiten, die die Menschen einander antun, nicht bloß um einzelne Verirrungen handelt, sondern um einen wesentlichen Teil dessen, was uns zu Menschen macht. Dann würde sie weniger leiden. Dann läge ihre Welt nicht nach jedem Schicksalstag in Trümmern, und sie müssten sich nicht Nacht für Nacht in den Schlaf weinen, alte Wunden aufreißen und bluten zu sehen. *Nachdrücklich*: Man muss auch vergessen können.

GÖTZ WENNMANN: Man In The Dark. Habe ich auch gelesen. Paul Auster. Der Mann, die dunkle Seite in der Geschichte.

DER GROSSINQUISITOR: Ich will nicht so tun, als sei die Schlachtbank keine schlimme Sache. Unsägliches Leid, lähmende Verzweiflung, rasende Wut und der Druck nimmer weichender Sorgen. Das ist kein Zuckerschlecken. Aber irgendwann, sollte man doch meinen, könnten sich diese Schafe an die neue Situation gewöhnen haben und das alles vergessen.





Zwischenbemerkung:

Einmal wollten wir ein Stück spielen, das einfach nur Spaß machen sollte, witzig sein, lustig und leicht.

Dafür schien uns eine Komödie von **Molière** gerade richtig. **Der eingebildete Kranke**. (2007) Aber nur fröhlich, witzig und lustig zu sein ist gar nicht so einfach. Denn das Leben ist nicht nur fröhlich, witzig und lustig. Und wer einen Kranken spielt, beschäftigt sich auch mit Krankheit und denkt über sie nach. Und so hatten auch die Themen dieses Stückes einen gar nicht immer so fröhlichen und witzigen und lustigen Hintergrund. Zudem hatte Molière eine wesentliche Regel der Komödie verletzt: Er zeigte den Tod auf der Bühne, wenn auch nur simuliert. Und nebenbei gesagt, Molière selbst erlitt während der vierten Aufführung als eingebildeter Kranker im Sessel auf der Bühne einen tödlichen Schlaganfall.

Und am Ende darf der Sieger sein Bild vom menschlichen Tier bzw. vertierten Menschen offen in einer Rede vertreten, wofür ihm das Publikum artig applaudiert und er mit einem netten Blumenstrauß verabschiedet wird. Nebenbei bemerkt: Der Filmtitel „Das Schweigen der Lämmer“ war tatsächlich einmal in *Zimmer frei* Vorgabe, ihn in einem Ratespiel darzustellen, was ungemein komisch wirken sollte. Letztlich wurde die Brutalität verharmlost. Wie in unserer Show die Showmaster und ihr Kandidat die zuvor dargestellte Wirklichkeit plaudernd reflektierten, das war eine Demonstration für die Banalisierung des Bösen wie der Wirklichkeit überhaupt. (Anklänge an Hannah Arendt waren beabsichtigt.) Man könnte bei den Mitteln des glitzerkaspernden Show-Business auch von einer intendierten Infantilisierung sprechen bzw. einer bewussten Entmündigung und Verhinderung der Aufklärung: Alle Menschen werden Brüder **und ... Schafe**.

Candide aber hat erkannt, dass ein Mensch mit der kalten Anwendung des Verstandes scheitern muss, wenn er sie nicht mit seiner sinnlichen Erfahrung misst und mit seinem Herzen in Einklang bringt. Intuition und Gefühl bezeichnen letztlich auch die Grenzen des menschlichen Denkens. Sie bringen ihn aber auch zu den wesentlichen Erfahrungen seines Lebens.

Gerade aber da, am Ende, tritt die schlimmstmögliche Wendung ein und die Schafe übernehmen unter Führung von Candides Lehrer Pangloss als Chef der Schaftologie (frei nach der bekannten Sekte) die Welt-herrschaft. Die kritische Vernunft hat in dieser Welt keine Chance mehr.

Insgesamt eine bitterböse und groteske Auseinandersetzung mit den großen Fragen der Philosophie, wie es sich für ein 350jähriges Jubiläum gehört und – wie in der Postmoderne gelernt – mit einer ungeheuren Menge an Anspielungen und Zitaten.



Und so lernten wir, die Schauspieler wie auch der Regisseur bei den Bildern, die wir entwickelten: Wir können nicht aus unserer Welt in die Welt des Theaters fliehen. Die Welt des Theaters ist immer mit unserer realen Welt verbunden.

Am Ende spielten wir dann ein Stück, über das unsere Zuschauer herzlich lachen konnten. Aber die **Bilder**, die wir entwickelten, waren nicht nur witzig und lustig, sondern sie gerieten uns wieder grotesk und absurd wie die Wirklichkeit. Denn bei unseren Proben und in unserem Innern hatten sich unsere Szenen mit unseren Erfahrungen gemischt. Aber auch für die Zuschauer gilt: Es gibt kein Theater, in dem wir uns nicht spiegeln. **In seinen Bildern entdecken wir uns wieder.**

Was bleibt noch zu sagen?

Auf keinen Fall darf dieser Aufsatz enden, ohne den Autor von **Pustekuchen (1986)** zumindest erwähnt zu haben, **Friedrich Karl Wächter** ist nämlich nicht nur der Autor des Kindertheaterstückes *Pustekuchen*, sondern ihm verdankt die Theatergruppe

PUSTEKUCHEN ihren Namen und noch viel mehr ...

Nach einem Kurs über Pantomime während des 325jährigen Schuljubiläums im Jahr 1985 hatten mich Schülerinnen und Schüler einer Klasse 6 überredet, mit ihnen ein Theaterstück zu spielen. Als unerfahrener Theaterneuling und Autodidakt stand ich nun da und ich lernte mit und von den Schülern dieser ersten Generation von **PUSTEKUCHEN**, mit denen ich bis in die Jahrgangsstufe 13 spielte. – Aber ich lernte eben auch mit und von Friedrich Karl Waechter.

Wenn ich jetzt in dem Theatertext des Kinderstückes blättere, sehe ich, dass dieses Stück ein Glücksfall war. Die Themen, die Theaterformen, aber auch die Methoden, die zur Umsetzung einer Inszenierung notwendig waren, – alles, was und wie **PUSTEKUCHEN** danach gespielt hat, ist bereits in diesem Kindertheater von F.K.Waechter im Kern enthalten.

Für mich war **Waechters Pustekuchen** eine Einführung in das Medium Theater. Vom Rollenspiel zur Lösung von psychischen und sozialen Problemen in der Wirklichkeit über das Erzählen von Träumen bis hin zur Literatur, das war der Weg, den dieses Stück beschritt. Feuer, Macht und Herrschaft und Erlösung, die großen Themen der Literatur, und das mit den Mitteln des Theaters bis hin zum Absurden und der Groteske. Diesen Weg hat **PUSTEKUCHEN** in der Folge konsequent weiter beschritten. Und die Linie ist an den Namen der gespielten Autoren abzulesen.

Die Methode unserer Theatergruppe hat sich seit *Pustekuchen* nicht entscheidend verändert. Alle wesentlichen Probleme der Inszenierung werden immer noch gemeinsam in Form eines trial and error erarbeitet. Ziel ist eine gemeinsame öffentliche Aufführung, für die alle Verantwortung tragen und in der alle ihr Ergebnis der Öffentlichkeit präsentieren. Jeder trägt somit Verantwortung für den Erfolg der Gruppe. Für mich ist das ein Modell, wie ansatzweise auch Schule funktionieren könnte in einer Zeit, in der die Diskussion immer mehr um Leistung geht und Schule dabei immer mehr die Bildung und das Leben ausklammert.

Dass Theaterarbeit auch immer Medienkritik bedeutet, wurde schon bei *Pustekuchen* klar, als wir für die Inszenierung sogar einen Fernseh-Werbespot mit Ansage



drehten mussten, woraufhin der Fernseher seinen Geist aufgeben musste, was er dann auch während einer Aufführung tatsächlich tat. Ein schönes Beispiel für das Verhältnis von Spiel und Wirklichkeit. Selbst Fußball haben wir in *Pustekuchen* gespielt und den Unterschied von Spiel und Zeigen hart erarbeitet. Ich gerate noch heute ins Schwärmen.

Aber auch die Wirkung von *Pustekuchen* hat bei unseren Zuschauern einige Jahre angehalten. Ein Beispiel für das, was das Theater in der Zeit der Bilderflut vermag. Da erklärte ein Schüler, der drei Jahre nach der Aufführung von *Pustekuchen* bei der Inszenierung des *Dra-Dra* von *Wolf Biermann* zu uns stieß, er könne sich **nur noch an ein Bild erinnern**: Der Vorhang im Hintergrund bewegte sich und er bekam Angst. Waechters Szene: „*Ein Kind geht im Traum mit dem Vater spazieren, der sich langsam in einen Bären verwandelt und das Kind frisst.*“

Das Theater verändert nicht die Welt, aber es verändert die, die es machen. Und es kann den Zuschauern Bilder zeigen von der Welt, die bleiben: **von der Wirklichkeit und von den Träumen.**

PUSTEKUCHEN – Entstanden während des 325-jährigen Schuljubiläums 1984

F.K. Wächter. *Pustekuchen*. 1986

Leonie Ossowski. Voll auf der Rolle. 1987

Oben mit Hut, unten mit Tüte. Eigenproduktion. (1988)

Wolf Biermann. *Der Dra-Dra*. Singspiel.
Musikalische Bearbeitung für das DIO-Orchester durch Detlef Kühn. 1990

Woody Allen. *Gott*. 1992

William Shakespeare. *Ein Sommernachtstraum*.
Musikalische Bearbeitung für das DIO-Orchester durch Detlef Kühn. Co-Regie: Simon Brose. 1993

Marlene Streeruwitz. *Sloane Square*. 1994

Wolfgang Fricke. *Ali Baba ...Oder?*
Musical in der Bearbeitung für das DIO-Orchester von D. Kühn. 1996

Bertolt Brecht. *Die Kleinbürgerhochzeit*. Farce.
Musikalische Bearbeitung für das DIO-Orchester: Detlef Kühn. 30. Januar 1998

Versuche mit: George Tabori. *Die Kannibalen*. (1998)

William Shakespeare. *Der Sturm*. Musikalische Bearbeitung für das DIO-Orchester: D.Kühn.
Co-Regie: Henrike Berg-Tribbensee. 2000

Versuche mit: Anton Chechov. *Die Möwe*. (2000)

Pustekuchen trifft Pfefferminz, um zum 200. Geburtstag von Christian Dietrich Grabbe *Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung* zu spielen.
Musikalische Bearbeitung für das DIO-Orchester durch Detlef Kühn.
Integratives Theater. Co-Regie: Silvia Romberg, Angelika Roß. 2002

Arbeit an: Willi Fahrman. *Der überaus starke Willibald*.
Vorbereitung für eine Fortsetzung des integrativen Theaters. (2002)

George Tabori. *Die Kannibalen*. 2004

William Shakespeare. *Die beiden Herren aus Verona*. (2005)

Molière, *Der eingebildete Kranke*. 2007

Anlässlich des 350jährigen Schuljubiläums:

Candide oder *Nieder mit dem Optimismus!* Sehr frei nach Voltaire. Text: Ulrich Baggemann nach Ideen von **PUSTEKUCHEN**. Co-Regie: Silke Angermann. 2009